

### „Die Schmiere“

Novelle von Otto Stoëffl.

1. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Wesle mit Eise. Ganz zwecklos, ganz überflüssig überlegt sie, aber sie hält es für unerlässlich, so wie sie früher ihre Aufmerksamkeit zwischen ihm und ihren Beherrschern zu teilen für nötig erachtet hatte. Sie überlegt ihn. So ist es. Jetzt hat sie endlich den Weg erreicht, sie geht, sie kommt näher. Warum gar so langsam. Noch immer den Kopf gesenkt?! Endlich, einen Schritt vor ihm, hebt sie den Kopf, als hätte sie erst jetzt gefühlt, daß jemand vor ihr, in ihrem Wege steht. So ist die vorgezeichnete Szene! Regiebefehle der weiblichen Pöpsel, deutet der jugendliche Held des modernen Gemisches. Aber schon überreicht er die Nase. Es gibt keine Wahl, wenn sie vorbei will, als ihn anzusehen und die Nase und seine ganz zwanglose, leichte Gebärde, welche die Nase anbietet. Es kommt wie immer. Sie errötet bis zu den schwarzen Haaren hinauf, sie wird erst, sie überlegt ihn, sich, die Nase, den Weg an ihm vorbei, die Leute im Bode unten, ob es wer sieht, überlegt blüßig, daß es nur eines gibt, die Nase nehmen, um unbemerkt davonzukommen, denn jede Weigerung könnte, müßte zu weiteren Fährten, das möchte aufpassen, und so fort. So lange sie nach der Nase, blickt ihn aus den mandelförmigen, listig geschlitzten, schlänglichen, samtigen Augen an, lächelt, wobei sie eine Reihe leuchtender Zähne zeigt, natürlich, dazu ist das Mädchen da, für sie, für ihn, fast ihren Kopf seher mit Winken, macht eine leichte, schmiegleiche Wendung an ihm vorbei, einen Zentimeter verfehlt, und ihre Hüfte hätte ihn gestreift. Sie nickt langsam, deutlich und doch nur um einen Deut, während sie mit der Rechten die Nase hält. Endlich ist sie an ihm vorbei, er glaubt einen Atem von Kühlung, einer gebadet, frischen, braunen Haut zu spüren, einen Nervenhauch, er hört das leise Klacken ihrer Kleider. Sie geht langsam weiter, er sieht sie mit der Rechten die Nase empor an ihre Brust heben. Sie steht sie dort an, am richtigen Platze. So...

Am Nachmittag wird beim Kaffee an den Tischen vor dem Hotel das Ereignis der Saison besprochen: Modernes Gemischte der Madame Leberader. Heute: „Der Sohn der Wildnis“, dramatisches Gedicht von Friedrich Mann. Bei der Parthenia stehen drei Kreuzgen. Unten waren sie erklärt: Madame Friederike Theresia Leberader als Debut. Das man gehen wollte, war selbstverständlich; man verbrach sich auf jeden Fall Unterhaltung. Der Baron Bühl, ein flautischer Jüngling, der hier ein großes Gut hatte und die meiste Zeit des Jahres hier verbrachte, ein weltkundiger, kunstverständiger Herr, sagte: „Ich möchte lieber nicht hingehen.“ „Warum nicht?“ „Bedrängte man ihn.“ „Ich kenne diese Schmiere. Ich habe schon so viele gesehen. Glend und Krmit, Unfähigkeit und Eifer, Raths, das sich lächerlich macht, ein Unternehmern, das auf den hohen, auf die Schandenreife der Zuschauer berednet ist und sich dabei doch selbst durchaus ernst nimmt. Eine Kunst, die wirklich nach Brot, nach dem armetüchtigen Süchtigen trocknen Brotes geht und dabei zu den Sternen schmechtet. Sie vielen die „Krauer“ mit fünf Personen, und nicht nur Franz und Karl Moor werden von einer, sondern auch die ganze Bande von einer einzigen andern gegeben. Sie haben nichts gelernt und nichts vergessen. Als sie jung waren und hoffen durften, war es ganz zulässig, aber nach einem Tausend Jahren? Sie weinen und brüllen und reihen sich auf und schämen sich nicht im mindesten, ebensowenig wie wir, daß wir Menschen auslachen, die es so ernst meinen und sich rein bemühen. Sie müssen zusehen, wie wir lachen, bei allem Schwere und im Angesicht des Souffleurs auf uns Publikum achten. Dabei könnte es doch sein, daß sie zu etwas anderem, Müßigerem langten, wobei ihnen wohl wäre, wobei sie mehr verdienen und endlich aus der ewigen Sorge herauskämen. Aber das wollen sie ja gar nicht, wollen nur „ihre Kunst“ — ihr Sündeleben.“

Die Schmachende, die noch die gelbe Nase an der Brust trug, sagte nachdenklich: „Und doch haben die meisten großen Schauspieler so angefangen.“ Sie lenkte rasch die Wimper, den langbeirten Vorhang über dem dämmerigen Schauspiel ihrer Gefühle. „Aber sie haben nicht so aufgehört.“ „Vielleicht gibt es auch heut einen Heiden für die „Burg“ zu sehen!“ „Nun und wenn! Ich so traurig, daß er dann für uns hier spielen muß.“ „Ich freue mich, bevor wir fortfahren, noch den Spaß zu haben.“ sagte die Schmachende, die mit einem gleichbedeutenden alten Herrn hier war, ihrem reichen Onkel, der ihre Tanten und Einfälle mit gelassenem Witz hinnahm. Sie wollten bald nach Linz und von dort mit dem Schiffe nach Wien reisen.

Am Abend fand sich der Theateraal des Eintragsgehotes „Zun braunen Schien“ geteilt voll. Der „braune Schien“ war ein altes Bauernwirtschaftshaus, das nur von Viehhändlern, Schmeichwerkern im Vorüberziehen, sonst von den Ortsanwässigen besucht wurde. Die Sommergäste kamen für gewöhnlich nicht hin. Es lag in einer Ecke, an der Straßenzugung, weit weg vom See und von den hellen Landhäusern und vornehmen Hotels. Es hatte aber eben den Theateraal, das heißt eine geräumige Diele, wo ein Podium aufgeschlagen war. Auch ein

Vorhang, rot mit goldener Lyra, war vorhanden und ein Souffleurkasten. Im Winter wurde hier getanz. Zu den vorderen Reihen saßen die hochgeherten Zuschauer, die Sommergäste, die gelangweilten jungen Herren in weißen Anzügen, mit Nerven im Knopfloch, die verheirateten Damen mit den Gatten, die jungen Mädchen. Weiter hinten das weniger hochgeehrte, aber das eigentliche Publikum, das für eine Krone Entree mindestens einen Kunstgenuß fürs Leben gewärtigte und fand. Es kam darauf an, für wen gespielt wurde. Auch da gab es wieder „Schichten“ der Gesellschaft: den beliebten Theaterarzt mit Gattin und Töchtern, den Bürgermeister, seines Gewerbes Tischhauer, den Bäcker, den Tischler, den Schuhmachermeister, alle mit ihren Frauen in schwarzen Kleibern mit goldenen Brotschen und modernen Hüten. Die Fräulein in den ersten Reihen trugen Dienstdienste und benahmten sich gar nicht zurückhaltend. Zu den hinteren Reihen, wo man nicht wußte, was sich gehörte, befiel man sich würdiger Zurückhaltung. Noch weiter hinten waren die Ramenlosen, die Bauern in schweren Stiefeln, Krueche, Mägde, welche auch schon wieder mit dem Tümelgewand ein ungezogenes Benehmen vererbt haben und tickerten, Kinder, viele Kinder von sechs bis vierzehn Jahren, standen ganz hinten, blonde, blaue, äugige Einsalt, vielsiegt warfete die eine oder andere auf den Tümel, welcher von der Bühne in ein Herz, in ein Gehirn fallen konnte. Wer weiß? Die meisten aber lüschten Erdpflanzler. Ein Klavierpieler, der zu solchen Gelegenheiten immer verfügbar war, klapperte etwas wie eine Duperture. Dann begann die Komödie.

Frau Friederike Theresia Leberader als Parthenia. Ihre Tectoagen, es waren nur zwei wilde Männer, die Bauernumkleidungen mit nach außen gerichtetem Futter umgeschlagen und mächtige Bärte trugen, jagten immer „Bardonia“. Die eble Jägerin des Widerpenstigen hatte ein rosa Tarlatankleid, das ihr nur bis an die Knie geling und mit geringen Veränderungen jedenfalls auch im modernen Lustspiel als Balltracht der „Kaisern“ verwendet zu werden pflegte. Vordringshalber — für den Salongebrauch — war es unter dem Halbe — zu weit darunter — ausgeföhren und mit Büscheln besetzt, aus denen knochige Schmitterblätter und ein langer Schwanzanhals — einer der Herren nannte ein geistlicheres Federwisch — hervortraten. Auf diesem Halbe saß ein großer, sorgfältig frisiertes Kopf mit gebannten Wädchen, ein altes, abgegrachtetes Gesicht mit großem, vom vielen langen, lauten Sprechen ausgearbeiteten Munde. Der Mund und die noch ganz anhängenden Zähne belagten ohne Zweifel Ausbruch. Den Ausdruck von müder Schwärmeri, von abgeradeter Schmeid, von allfälliger Berufsleidenschaft, Vortioerge und Traß und — Gefallsucht. Ihre Augen, braun und stink, sahen geistlichern überalhin, ob alles recht war und am Plage, Publikum, Mitspieler, Requiriten, Perseolumplage in der Mitte — sie rauchte doch wohl nicht? — und Kerze im Souffleurkasten! War der alte Glaslopp verlässlich? Ihre Arme, bis zu den Schultern hoch, stöhnten sehnig und hager, die Ellenbogen flachen bloß hervor, und am Halbe hatte sie viele Falten. Uebriqens auch an den Schläfen und Angenminneln. Sie lächelte als junge Griechin wie eine Fünzigjährige, sie sprach ihre Verse, wie man vor zwanzig Jahren mit zwanzig Jahren geistlich und sentimentalisch redete. Die Bühne war sehr eng, kaum zwei Leute hatten hintereinander Platz. Sie mußte sich nach ihrer eigenen Inzenerierung und Vordröft, von der sie sich Wirkung verschaffte, in der Ecke niederlassen. Die Rede fand niedrig über ihr. Friederike Theresia war zu hoch gewachsen, beim „Adreiter“ schien sie die Wölfe zu berühren. So waren die Vorträge ihrer Bühnenerdeutung hier nachteilig. Aber wenn ich läch, hotte und ihr süntiges Körbchen hielt, aus welchem Jungmar die Blumenwände lernen sollte, erwies sich der Raum auch wieder als so ignmal, sie mußte also die Beim über das Podium herabhängen lassen, was einerseits auf moderne unmittelbare Wirkung berechnet war, aber andererseits wieder zu Bemerkungen des vordersten Publikums Gelegenheit bot. Die Mädchen lachten, je inphändiger sie es ihnen gleichsam wollte, die doch aus einer ganz anderen Schule kamen und anders Theater spielten. Die Herren rühen gewagte Witz und redeten in den Dialog hinein. Madame Leberader aber ließ sich weder aus ihrem Lächeln, noch aus ihrer Rede drängen, unaufhaltsam... trömten die glatten Berse von ihrer bitterlich süßen, überroten, schmalen Lippen, und ihrer gebogenen braunen Augen nur sprangen unruhig überalhin, wie Vögel im Käfig. Jungmar war nachlässig, ein wilder Genickmann, er benahm sich auf gute Manier unmanierlich, er sprach modern, schon weil er über der Rolle stand und dem Souffleur folgte; er hatte ein gewisses intuitives Lächeln über Madame Leberader, aber auch über die Herren da unten und über die Tanten, denen er seine eigene Koelie gab, statt der papierenen des Herrn von Dain. Je weiter das Stück vorwärts ging, desto lauter wurde in den vorderen Reihen mitgepöpselt, manchmal schrien sich alle in einen wunderlichen neuen Dialog zwischen den Herrschaften unten und Parthenia mit ihren Tectoagen oben zu verwechseln. Als so die Handlung verdundelt wurde, beschwor sie sich das hintere Publikum mit Büschen, gebot Ruhe. Die Vorderer bekamen sich dann einerseits der eigenen, andererseits der Würde des Ortes und schwiegen ein Weilschen, so daß

Parthenias Rede wieder mächtiger anjohavoll. Hünten wurde Beifall geflächst. In dem Wogen und Wurmeln der stauenden Bewunderung dieser Wäden hinten, welche hier auch von der Kunst gebändigt und erzogen werden wollten, hatten die Unerziehbaren vorn Gelegenheit zu lachen. Den Baron Bühl schüttelte es. Er stand in einer Ecke, Parthenia gegenüber, und lachte lautlos, das Gesicht mit der Rechten bedeckend, denn er schämte sich. Sie mußte ihn ja sehen. Die schmachtende, bräunliche Mandeläugige aber neben ihrem alten Onkel lehnte sich in ihrem Stuhl zurück und war ernst. Der wilde Jungmar spielte für sie. Ihr galten seine jeden Nebenbemerkungen, sie fing keine Blicke auf, welche er ihr hatte Rosen zu warf, wobei er aber nachlässig stand und ging und frei war, als schände und ging er unter hohen Himmel. Sie blickte kühl und gelangweilt, damit niemand bemerke, daß diese Unverschämtheiten auf sie gemünzt waren.

(Fortsetzung folgt.)

### In Sommernächten.

Von August Adolf Kaffau.  
In Sommernächten liegt' ich still  
Und lausche auf des Schicksals Rammern.  
Es es mich nicht erwidern will  
Zu überföhigem Erstaunen.

Es nicht von einem neuen Stern  
In meine Kammer Strahlen dringen.  
Da horch! Mir ist, als ob von fern  
Schon Glückesmorgenglocken klingen.

### Pflicht.

Von Siegfried Verberich.

Sie wohnte im vierten Stock ihres Hauses, einjam, Wafrone, in zwei einzigen Zimmern, die kaum die Wödel aus ihrer früheren Wohnung füllten. Denkmädchen, Köchin hatte sie nicht, sie wirtschaftete selber, ließ dann und wann die Zimmermädchen scheuern. Sie war reich, das wußten alle, mußte also unendlich geizig sein, so schlossen die meisten. Doch die wenigen, die sie, ihre Säge wirklich kannten, urteilten anders und mißde, taten ihre Sparmaßregeln nicht mit Geiz ab, fanden sie eher lobenswert und verheißten die Frau als vom Schicksal Geschlagene: höherem Gehe, oberstem, entsprung ihr Ziel — war keine Opfer scheinende mütterliche Pflicht.

Bergangenheit lag vor ihr, ein glückliches Traumland. Sie kann, am Schreibtisch sitzend, zurück in vielen freien Stunden... Sie hatte bessere Zeiten gesehen, die so gute, wie man sie nur erleben kann! Wie hatte sie glücklich gelebt, geliebt vom guten Mann, zu sehr vielseitig, im Lieberdingung vergöttert, vom hübschen Jungen umgeben! Damals machte sie Reisen in ferne Länder, musizierte und tanzte, schwamm selbst auf des Glückes launischer Woge. Freß reich der Mann, er trauerte durch viele Jahre hindurch als seine junge Witme: zog mütterlich den Jungen auf, der, hübsch und schlank, die Doretin füllte, die Schmeichelei flugend spielend überland, zu Hause am Klavier Musikstücken bewies. Ihr einzig Kind — er sollte Künstler werden! Ging jahrelang, Begabung wuchs, ein früher Schmeider, Stunden nehmen und komponierte selber, sich zu zeigen, kleine Stücke voller Eigenart, rühmendes Gesicht in Noten. Man schmar auf ihn und prophezeite Zukunft. Ihm alle Wege zu ebnen, war ihr Stolz, Sinn ihres Lebens. Mit ihm wuchs eignes, ihres Mannes Jod, die Komponente lobte beide; ihr Glück fand sich im Sohn bestätigt, ihr Lieberdingung schien Kunst zu werden. Es ist nicht selbst... — Warum der bange Zweifel!

Da kam der Schlag; er komponierte himmlisch, vöntasterte — und sang mit einem Male an, wie gelbesfren, nur auf Minuten, tr zu reden. Erkradeten sah sie auf, er lachte, ein großer Jungs, unarmig, sie und — sprach wie andere Menschen. Sie folgte ihm, von Angst getrieben, wenn er zur Stunde ging... Doch eines Tages ward er vom Schreier heimgebracht; seine Kerker kein ruiniert, er mußte unbedingt sich isonnen, anschnurren, ohne Arbeit raufen. Sie hütsche beide ins Gebirge und wohneten kern von jedem Klavier. Die wirren Aeden mehrten sich, sein Baden, gänzlich ungründiger, traf, Mutter-Zorn, ihr hart ins Herz. Man fuhr zurück — der Nervenarzt rief Klähr, ließ rasche Stellung hoffen... Sie senkte. Schwärz Sonnenstrahlen sungen sich im Vorhang, welche Fische. Sie fand davor, schicksalsbefangen, hörte nicht der Autos Manteen, Trambahnhügel, sah nicht das Weiden, das sich drunten wälzte. Die Welt... ihr Leben... Damals... Das war schon vor zehn Jahren, als sie ihn in die Klinik brachte! Seitdem war kein Tag vergangen, an dem sie ihn nicht besucht hätte, nicht mit ihm spazieren gegangen wäre, durchs Zimmer, den Garten, denachbare Ziergärtchen. Und jahrelang hatte sie hartnäckig darauf gehofft. Mütterliche im Herzen, daß es besser mit ihm werde... Sie hat die Hoffnung aufgegeben, sieht ihn täglich, die Pfliegerin abblönd, in feinen Zimmern, am Klavier, in einzigem Spielzeug, hört ihn, zu Begleitung tollend lachen, schiller Harmonien dämmern. Darter, Wehmüt im Herzen, auf die fargen Augenblicke, die er ernst wird, sie erkennt, klar, voll Würdigkeit Meizes folgt, einen Satz spricht: Irvernußt ihren mütterlichen Ohren! Sieht ihn schlapp ins Straube gleiten. Nach acht Stunden; ihr Geduld... Ihre Liebe Wunde blutet... Steht ihn in den hellen Zimmern... Sieht die frohe, helle Welt, rund um sich die jungen Leute lebensfroher die Götter wegen. Tröster sich; er weiß ja nicht! Weidet taum — nur du... Weig ihn jung, sich älter werden... Alt? Nur Mutter, gelüts, ewig Sorgende für ihn.

Steh das jämale, hohe Haus, Wäden unten, die Kontore: ihr Vermögen, gut verzinst. Sieht am Schreibtisch, überlegt, wo es Vermögen, gut verzinst? Witten in der Stadt, die Säge!

Beilage  
des  
Saale-Zeitung  
am  
14.  
August  
1921

Denk an ihres Sohnes Zukunft, ihre Notizen, Anstalten...  
 Sieht den Haus für ungenutzte, zu geduldig Eitelgenaus,  
 bleibt Dinge in Schenken. Dicht sich Architektonen, Klänge  
 zeichnen und berechnen; fähigst Meieren, baut und feigert,  
 ist auf jede Wart erpicht...

Meinen Moment für Theater und Gesellschaft Geld be-  
 geben, ihrem armen Kind entziehen? Welchen Sinnes ihres  
 Lebens Pflicht veräumen?  
 Also ward sie hart und geistig, gönnt sich keinen Lieber-  
 fluch; denkt, ganz Mutter, an den Sohn allein! Zeit summt  
 in alten freien Stunden am Schreibtisch, von dem aus sie  
 mit Geist und Wissen nach Nutzen fahndet aus der Gegenwart,  
 die, wertlos sonst, künftige Kampfszeit bedeutet, Inhalt und  
 Sinn hat durch eines allein: Weisheit zu häufen für des Sohnes  
 Zukunft!

Er soll's nie schlechter haben...

**„Wer wird denn weinen...“**

von Eugen Schmitz.

Wer wird? Ich werde, oder wenigstens, ich werde sehr  
 gern weinen, wenn ich das für einen sogenannten Herrn der  
 Schöpfung schäite. Weinen über den Anflug, der mit dem  
 Lied getrieben wird.

Wie welchem Lied?  
 So kann nur ein Zuhörer fragen, der von moderner  
 Zivilisation seinen Schimmer hat. Es gibt doch heute in  
 Deutschland nur ein Lied, und das ist die Melodie, die Herr  
 Hugo Hirsch zu dem Schwan! „Die Scheidungsreise“ kom-  
 poniert hat auf die schönen Worte:

„Wer wird denn weinen, wenn man auseinandergeht“  
 „Und wo weiter... Das heißt, ich bitte um Wortes willen,  
 nicht weiter!“

Ich erimere mich aus meiner frühesten Jugendzeit an den  
 Gesangsverein „Fischer“, zu dem ich, ich habe an „Schö-  
 nheit, die im Wunde liegen“ und an „Kleinen Cogn“ mit-  
 litten und an „Weiß, wenn das der Petrus wüßte“ und an  
 weiß Gott noch was für Fingerringelchen. Aber das war  
 alles Kinder spiel gegen die Exzentrizität, die sie augenscheinlich  
 das Lied von Weinen und Auseinandergehen ausübt. Unsere  
 Zeit ist eben ausbreitend und superlativisch in allem: in  
 Schandenreden, Steuerfordern, Preisfestsetzen und auch in  
 Ausübungen eines Kanonengesangs.

Das das Lied, wenn ich zu irgendwelcher Tages- oder  
 Nachtzeit auf meinem Balkon sitze, von einem halb Duzend  
 heiserer Gramophone in allen Himmelsrichtungen meiner Nach-  
 barschaft gebläht wird, daß ich von der Klavierpfeilerin, die  
 über mir wohnt, damit eingeschaltet, und von der, die unter  
 mir wohnt, damit geweckt werde, daß es ferner auch der nebenan  
 stationierte Generalkonzertmeister fünf vierzehn Tagen auf seinem  
 Horn über daran habe ich mich gewöhnt. Auch daran, daß man  
 es bei einem Gang durch die Stadt aber sehr Schritte ein-  
 mal singen, pfeifen, spielen hört. Aber es verfolgt  
 einen überall: sogar bei einer Fahrt an den Bufen von Mutter  
 Natur. „Quo nihil peius cogitari possit“ sagt der Chinese,  
 wenn er Lateinisch kann, und der lundige schäufliche Gymnasialist  
 überlebt treffend: „Das ist es ja gemeint!“

Wird es wohl einen köstlichen Naturgenuss als eine Dampf-  
 fahrt von Dresden in die Schöne Schmei? Ich bestimme  
 also in Zukunft das Schiff. Schon von weitem höre ich,  
 daß ich eine Reichswehrkapelle darauf befindet; sie spielt  
 bei der Landung in Hohenstein, wo das Weber-Häuschen steht,  
 „Freischütz-Melodien“, „Hamas“, denke ich, „vielleicht geht  
 heute mein geheimer Wunsch in Erfüllung, alle historischen  
 Stätten dieser schönen Landschaft, sühnungssohl künst-  
 lerisch begünstigt zu hören.“ Ob die Kanäle nun in Hirsch's  
 Grund spielt, und in Hirsch's innet Gewasse etwas aus dem „Kog-  
 nen“ und zuletzt am Schredenstein gar die „Kandisauer“  
 Quartette? Nein, von solchen Veranstaltungen lehnt der Markt-  
 direktor nichts zu anhen. Aber unheimlich oft muß meines  
 Weines Herr Hugo Hirsch an der Elbe zur Sommerfrische ge-  
 weilt haben, denn sein Lied kühlt mindestens alle halbe  
 Stunde einmal in die Morgenluft hinaus. Das gab bis  
 nachher zeitlich ein halb Duzendmal, „Wer wird denn  
 weinen...“

Da liegt ich aus und stoh gleich Alnatho Alnathin in des  
 Waldes tiefste Gründe. Am Waldrande stand ein Karussell;  
 die Orgel spielte, „Wer wird denn weinen...“ Dieser hinein.  
 Der Orgellaut verliert sich, Klopfen und Pochen klingt weit-  
 hin durch die Baumflucht. Waldränder sind emsig am Werke;  
 auf einmal bestiegen sie zu singen: „Wer wird denn weinen...“  
 Weiter! Ein ganz abgelegener Waldspfad. Da kommt eine Ab-  
 teilung Wandervogel, Gitarrenklirren und Gesang: „Wer  
 wird denn weinen...“ Weiter. Wieder Menschen. Ein Dorf.  
 Ein kleiner Bauernhof über die Windharmonika und bläst:  
 „Wer wird denn weinen...“

„Juchet auf's Schiff. Ist eine Musikkapelle drauf? Nein,  
 Gott sei Dank! Aber eine Orgel. Nach einer Viertelstunde be-  
 ginnt sie zu singen: „Wer wird denn weinen...“ Die ältesten  
 der Götter sind jetzt Jahre alt, einige haben aber auch ganz  
 kleine Geschwister mitgenommen. Eine dreißigjährige Ein-  
 stadt preisen sie sich aber alle glücklich, daß sie „endlich ihr Ver-  
 hältnis los“ sind. Ich verliere den Humor und lächle zum  
 Schiffverwalter, um mich über den Lärm zu beschweren. Aber  
 frohlos linde ich in mich zusammen, als ich den dreien Baumen  
 beim Ornen seiner Köpfe seine vergnügt die Melodie mitpfei-  
 fen finde.

In der nächsten Haltestelle bestiegen drei Studenten aus  
 meinem musikwissenschaftlichen Hochschullager das Schiff und  
 begrüßten mich. Ich sage ihnen mein Leid, wegen des schred-  
 lich aufdringenden Liedes. Sie nicken und geben mir recht.  
 „Eigentlich unerklärlich“, bemerkt einer, „daß gerade die Me-  
 lodie eine solche Vollständigkeit erlangt hat!“ Da zeigt sich in  
 mir der Professor. „Nein, meine Herren“, sage ich, „so ganz  
 unerklärlich ist das wohl nicht. Beachten Sie nur, meine Her-  
 ren, wie die Melodie alle die Ausdrucksformen umfaßt, die  
 wir als die Kategorie des musikalisch Trivialen, mithin be-  
 sonners unmittelbar Eingängigen, ausmachend kennen. Ich  
 darf hinsichtlich dieser allgemeinen Gesichtspunkte vielleicht auf  
 Seite 103 meiner „Musikgeschichte“ (Leipzig 1915) verweisen  
 und bitte nun zu überlegen, wie in dem Liede Hirsch zum Bei-  
 spiel die übliche Überzeugung dann aber auch die Anordnung  
 der harmonischen Funktionen...“

Und so rede ich mich in Bräsektion in immer größeren  
 Eifer hinein. „Jawohl meine Herren, und so sofort selbst  
 zu beobachten, wie alle diese stilistischen Merkmale sich in der  
 Melodie ausprägen, brauchen wir sie ja nur einmal zu singen.“  
 Und hinterher vom Schreiber sang ich glücklich selbst  
 mit voller Bruststimme der Ueberzeugung: „Wer wird denn  
 weinen...“

In der Lat: ich sang das t t t t t!  
 Als ich mir besten Bewußt wurde, war es mit dem letzten  
 Akt von Selbstherrschung vorbei. Raum heimkehrt fürste  
 ich zu meinem Art und bot mir, mir Zynthal oder Ströhm,

jede Viertelstunde einen Glössel voll, zu verschreiben. Er  
 sah mich präsent an und sagte dann: „Lieber Freund, Sie  
 sind etwas gemüht. Es müssen Erleichterung suchen.  
 Gehen Sie mal in ein recht luftiges Theaterstück, zum Beispiel  
 in den Schwan! Die Scheidungsreise“, wo das Lied vor-  
 kommt: „Wer wird denn weinen...“  
 Da ließ ich davon und ermunterte mich auf der Straße  
 nach dem nächsten tiefen Morgend.

Ich bin nicht hineingezogen. Dazu bin ich zu vor-  
 sichtig. Wer weiß, oder unter ein Steinlocher gekleinert  
 hätte gelangen: „Wer wird denn weinen.“ Auch habe ich  
 doch wieder etwas Hoffnung geschöpft. Herr Hirsch ist noch  
 ein Mann im besten Alter und wird gewiß bald wieder  
 etwas neues komponieren. Außerdem hat er so manchen be-  
 gabten Kollegen. Darum wird eines Tages ein neuer Gesan-  
 gsbauer auftauchen, der Glück macht. Und dann wird mit einem  
 Male „Wer wird denn weinen“ radikal vergessen sein. Und  
 man wird endlich einmal wieder über eine andere Melodie  
 — in Vergeßung geraten können.

**Antike Stenographie.**

Bisher war allgemein die Meinung verbreitet, daß die  
 Kurzschrift oder Stenographie eine Erfindung der neueren  
 Zeit sei. Inzwischen scheint dies nicht der Fall zu sein. Denn wie  
 H. Krebs in der „Voll. Zeitung“ schreibt, fällt die Erfindung  
 der Kurzschrift mit der Gründung des gewaltigen römischen  
 Reiches zusammen. Schon im 4. Jahrhundert v. Chr. bejahen  
 die Griechen eine, wenn auch noch nicht systematisch aufgebaute,  
 offizielle Schnellschrift.

Der eigentliche Urheber der antiken Stenographie und  
 damit der Kurzschrift überhaupt soll M. Lucillus Tiro,  
 ein Freigelassener des großen Rhetors Cicero gewesen sein.  
 Er wurde als Sklaventum im Hause Ciceros auf und wurde  
 mit dessen Sohn gemeinsam unterrichtet und erzogen. Beide  
 hochbegabt, schloßen innige Freundschaft, die sich bis ins späte  
 Alter anhalten beharrte. Während der Studienzeit und später,  
 besonders bei staatsmännlichen Arbeiten, mußte der „Schrift-  
 gelehrte“ Tiro seinem Herrn seine Kunst widmen. Er war  
 ihm nicht nur für die Wiedergabe seiner politischen Reden un-  
 entbehrlich, sondern auch zur Erledigung seines Briefwesens.  
 Im modernen Sinne gesprochen: Parlamentsstenograph und  
 Privatsekretär. Tiro's Schnellschriftzeichen, seit dem 16. Jahr-  
 hundert nach ihm „itronische Notizen“ genannt, bildeten natür-  
 lich noch kein volles Alphabet, sondern im Sinne der Schule  
 Stolz-Schrey oder der Nationalstenographie, sondern waren  
 lediglich Buchstaben und Buchstabenreihe der betreffen-  
 den Schrift. Durch diese Zeichen wurden Silben und ganze  
 Wörter dargestellt, fast ausnahmslos zuerst die einzelnen Wör-  
 ter durch ihren ersten Buchstaben ausgedrückt, der dabei die ver-  
 schiedenen Stellungen erhielt. Alles in allem ähnelten die itro-  
 nischen Notizen sehr einer abgekürzten Kurrentschrift, zu der  
 allerdings noch zahlreiche frei erfundene Zeichen hinzutraten.

Im Jahre 63 v. Chr. brachte Tiro auf Ciceros Veranlassung  
 einer Anzahl Senatoren seine Zeichen bei, um mit ihnen ge-  
 meinsam eine Rede des jüngeren Cato, die dieser über die  
 gallische Verführung hielt, aufzunehmen zu können. Frei-  
 lich muß angenommen werden, daß Tiro damals erst eine  
 kleine Anzahl von Zeichen erfunden hat, vielsiegt eigens zu  
 dem Zweck, jene Rede nachzuschreiben. Er ist aber um weite-  
 re Vermehrung bemüht gewesen, denn 10 Jahre später  
 waren bereits im alten Rom mehrere praktische Stenographen  
 tätig. Tiro fand bald Fortsetzer seiner Arbeit, darunter auch  
 den Philologen Seneca, der sich der Kunst unterzog, alle  
 Reden zu schreiben, die bis zu seiner Zeit erschienen waren, zu kom-  
 pilieren. Er gab später auch ein Werk heraus (Commentarii  
 notarum Titroniarum), in dem bereits 5000 Zeichen ver-  
 einigt waren.

Seit jenem Tage sind nun fast zwei Jahrtausende ver-  
 gangen, in denen sich die verschiedensten Kurzschiffsysteme  
 entwickelt, bekämpft und ausgebreitet haben. Unter allen zivilis-  
 ierten Ländern haben England und Deutschland zuletzt in  
 stenographischen Fragen voran, so daß unsere größten Sys-  
 teme: Gabelberger, Stolz-Schrey und Nationalstenographie,  
 in den letzten Jahren sogar internationale Bedeutung gewon-  
 nen haben.

**Die Tomateninsel.**

Seit etwa einem Jahrzehnt ist die Tomate auch bei uns  
 zum Volksnahrungsmittel geworden. Während sie früher vor  
 allem in Südwesteuropa in größeren Mengen angepflanzt wurde  
 und eigentlich nur im Süden Deutschlands, wo man sie als  
 „Paradiesapfel“ kennt, seit langem besonders für Erbsen  
 gebraucht wird, gelangt sie jetzt überall in großen Mengen  
 zum Verkauf, und selbst die Bewohner der großen Städte  
 kultivieren sie in ihren kleinen Gartengrundstücken, ja sogar  
 in ihren Balkonkästen. Daher hat sich auch der erwerbsmäßige  
 Anbau der Tomate außerordentlich verbreitet. Zu den Gegen-  
 den, die die beliebte Frucht in Mengen erzeugen und aus-  
 führen, gehört besonders auch die kleine Insel Guernsey im  
 Kanal, die früher hauptsächlich die Ausfuhr von Milchvieh  
 und Granit betrieb. Die Insel, die größte der sog. Kanal-  
 inseln, des kleinen Restes normannischen Landes, das sich  
 heute noch in englischem Besitz befindet, bedient sich des Fran-  
 zösischen als Amtssprache. Neben einem normannischen Dia-  
 lekt hört man aber naturgemäß auch Englisch. Die Einwoh-  
 ner sind Engländer. Trotz dem stürzten Anschluß an den  
 Weltmarkt, den sie durch den Tomatenanbau gewonnen hat,  
 ist der Insel aber nichts von ihrem typischen Charakter ver-  
 loren gegangen, den ein Sommergast folgendermaßen schil-  
 dert: Die Insel gleicht selbst ein wenig ihren Bekann-  
 tungsstätten; sie ist ebenso fest und rot und grün und hat auch  
 ein so schlanke, fauerees und bürgerlich respektables Aus-  
 sehen. Hat doch auch die Tomate nichts von der selbstbewußten  
 Schönheit des Piratens oder von dem vergänglichsten Reiz der  
 Erdbere, ist sie doch auch ein wenig reizlos und matt im Ge-  
 schmack, so daß nicht jeder sie liebt; so ist auch Guernsey nicht  
 jedermanns Geschmack; aber die Inselbewohner kümmern das  
 wenig; ihnen liegt nicht viel daran, ob die Sommerfrisch-  
 ler aus England für sie schwärmen; sie treiben ihre Ge-  
 schäfte, und wann diese gut gehen, so sind sie zufrieden.  
 Guernsey lebt sein eigenes Leben, hat seine eigenen Inter-  
 essen und keinen eigenen teulich-altmöglichen Geschmack. Es  
 ist vielleicht das letzte Stück britischen Bodens, wo noch eine  
 hartnäckige Abneigung gegen das Auto besteht, und die Lokali-  
 sierung der Insel bringt in regelmäßigen Abständen ihr  
 Eingangs gegen den Rärm und den Gestank dieser Fahr-  
 zeuge. Das alles trägt dazu bei, eine gemächliche Kleinstadt-  
 atmosphäre zu schaffen, die von dem Kontrast der Insel bildet.  
 Von roten Klippen und weit hinaus in die See verstreuten  
 ausgesparten Felsen schüßend umgeben, durch die man den

Weg zu dem stillen Felsen führen muß, Mythen Guernseys  
 44 000 Einwohner ein friedliches, weiches und selbigen-  
 sames Dasein. Sie haben auch wenig Grund, die Aufmerksamkeit  
 zu beneiden. Ihre 65 Quadratkilometer Rand sind das Mutter-  
 einer Gemeinde. Es gibt keinen Einfluß, so daß ameri-  
 kanische Autos ebenfalls die Küste und Fingerringel  
 billiger sind als in England, keine Einkommenssteuer und  
 nur sehr niedrige Steuern. Niemand sieht man immer  
 ein prächtiges Meer von signalen, das mit ihren unge-  
 strichen verzweigt sich über die Insel mit ihren unge-  
 streichen Felsen und verborgenen Büten, durch die man  
 nie durch einen Fergarten fährt. Überall aber funkeln  
 in der Sonne die Glashäuser mit den Tomaten. Drei Milio-  
 nien Körbe fahrt Guernsey jährlich aus. In den Tomaten-  
 häusern, die Dampfheizung haben, beginnt die Ernte schon  
 im April, und sie setzt sich in den Juniern, in denen die  
 Tomate an der Sonne reift, bis in den Herbst fort. Zwischen  
 die Treibhäuser schieben sich selber von Chrysanthemem, und  
 Gärtnereien mit allen Arten von prächtigen Blumen tragen  
 das Ihrige dazu bei, das Inselbild bunt und freundlich zu  
 gestalten.

**Räseldecke.**

Preisrätsel.

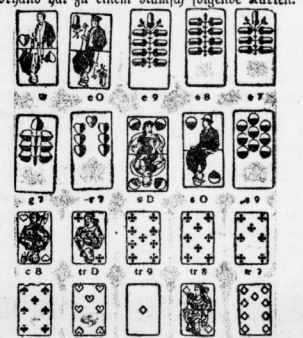
An der Spitze dieses Räseldeckel kann sich jeder Abonnent der  
 Quarta-Zeitung beteiligen. Der Lösung muß die Abonnements-  
 sendung beifolgt werden. Beteiligen sich die Leser öfters an  
 der Lösung von Preisrätseln, so machen sie den Berner, daß sich  
 die Abonnementsmitteln in unseren Händen befindet. Es  
 kommen für jedes Preisrätsel fünf Hauptpreise (siehe Wörter)  
 und fünf Trostpreise (siehe Nebenpreise) zur Verteilung. Die  
 Lösungen müssen spätestens Donnerstag in unseren Händen sein.

**Singeprätsel.**

Folgende 10 Silben sind die Anfangs- und Endsilben von  
 5 dreifelligen Wörtern mit gemeinamer Mittelsilbe. Die An-  
 fangsbuchstaben der gefundenen Wörter ergeben einen russischen  
 Staatsmann. Die Wörter ergeben: 1. Tierisches Produkt, 2.  
 Schwimmspiel, 3. Europäischer Staat, 4. Zeitbestimmung, 5.  
 Teil eines deutschen Stromes.

**Schat-Aufgabe.**

Der Vorhand hat zu einem Ransh folgende Karten:

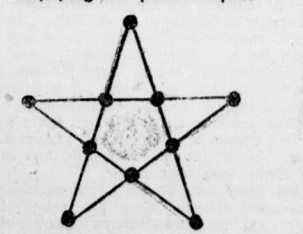


Er fängt den Ransh mit 72 Augen, während C, der in  
 seinen Karten 45 Augen hat, nur einen Stich mit 3 Augen er-  
 hält. B hat mehr Rot als Grün und in Eichel und Eschen  
 ganz gleiche Karten. — Wie ist der Gang des Spiels? Wie  
 sind die Karten verteilt? U. St.

**Problem „das Plakat“.**



Auflösungen aus der vorhergehenden Räseldecke.  
 Auflösung des Preisrätsels.



Auflösung des Scherz-Räseldecke.  
 Ein harmloser Mensch.

Auflösung des Viererblatts.  
 „Wo ist der Aufsteiger?“  
 Bild rechts drehen, dann in der Mitte oben, zwischen Mann  
 und Wirt.